

Nr. 4 Bydgoszcz / Bromberg, 6. Januar 1938

Der krumme Kreis.

Roman von Gerald Verner.

(15. Fortsetzung.)

Auf den Knien des Mannes lag eine geöffnete Mappe, die, wie Mr. Budd bemerkte, mit Dokumenten gefüllt war. Eines davon hielt der Rechtsanwalt soeben in der knochigen Hand, er hatte es offenbar gerade vorlesen wollen.

Cecils Begrüßung war kurz und unfreundlich. Seine geschwollene Backe schien ihm Schwierigkeiten beim Sprechen zu verursachen.

„Ich habe keine Ahnung, was Sie schon wieder wollen! Augenblicklich habe ich alle Hände voll zu tun. Darf ich bekannt machen, — der Rechtsanwalt meines Vaters, Mr. Nettleton."

Der kleine Dürre neigte fast unmerklich den Kopf, um anzudeuten, daß er die Vorstellung gehört habe. Seine Schlitzaugen betrachteten die beiden Beamten mit einem nagenden Blick, dann sah er wieder in seine Papiere.

„Entschuldigen Sie die Störung, Mr. Cashman," sagte der Rosenkavalier höflich. „Wir hatten erfahren, daß Sie heute Ihren Anwalt erwarteten. Deshalb nehme ich die Gelegenheit wahr, um dem Herrn einige Fragen vorzulegen."

Mr. Nettleton blickte scharf zu ihm auf. Mr. Budd hatte den Eindruck, daß er etwas sagen wollte, aber der schmale Mund blieb fest geschlossen.

„Meinetwegen!" erwiderte Cecil unwirsch. „Sie hätten mich aber ruhig erst mal einen Moment mit dem Herrn allein lassen können. Also los, — fragen Sie! Ich kann schließlich noch etwas warten."

„Es kommt uns vor allen Dingen auf eins an, Mr. Nettleton," begann er in seiner langsamen, bedächtigen Art. „Wir möchten gern wissen, was Sir Joseph in seinem Testament verfügt hat."

„Darauf kommt es mir in erster Linie auch an," warf Cecil brummig ein.

Mr. Budd ließ sich durch diese Bemerkung nicht ablenken.

„Ich nehme an, daß sein Adoptivsohn Haupterbe ist," fuhr er fort.

Der winzige Mund des Anwalts öffnete sich. Irgendwoher aus seinem kleinen, knochigen Körper ertönte eine völlig unerwartete Stimme, ein tiefer, brummender Baß, der in so absurdem Widerspruch zu der ganzen Erscheinung des kleinen Mannes stand, daß Foley beinah laut herausgelacht hätte.

„Es ist mir völlig unklar, worauf Sie diese Annahme gründen, Sir", orgelte Mr. Nettleton.

Cecil warf ihm einen verständnislosen Blick zu. Die Zigarette entfiel seinen Fingern.

„Was wollen Sie damit sagen, Nettleton?" fragte er unnatürlich laut. „Sie wollen mir doch nicht weismachen, daß der alte Herr — — —"

Er sprach nicht weiter, denn der Notar hob die schmale, vertrocknete Hand.

„Bitte, Mr. Cecil," ertönte seine mächtige Stimme, „Bitte einen Augenblick Geduld! Gerade als die Herren eintraten, wollte ich Sie mit dem letzten Willen Ihres verstorbenen Herrn Vaters bekannt machen. Wenn Sie das Testament in Gegenwart dieser Herren zu hören wünschen, werde ich sogleich beginnen."

Cecil zögerte und nahm die Zigarette wieder auf, die bereits ein Loch in das Löschpapier der Schreibunterlage gebrannt hatte. Schließlich nickte er zustimmend.

„Ja, beginnen Sie ruhig! Ich sehe nicht ein, warum ich ein Geheimnis daraus machen soll."

Mr. Nettleton entfaltete das Schriftstück, das er schon eine Weile in der Hand hielt, räusperte sich und begann vorzulesen. „Dies ist der letzte Wille und das Testament von mir, Sir Joseph Henry Cashman — — —"

„Nicht nötig, daß Sie das ganze Zeug herbeten!" unterbrach ihn Cecil ungeduldig. „Wer kriegt den Zaster? Das ist alles, was ich wissen will. Verschonen Sie mich um Himmels willen mit Ihrem juristischen Kram!"

Der Notar schien verstimmt.

„Es ist gegen die Vorschrift — — —"

„Das spielt doch gar keine Rolle!" fuhr ihn Cecil an. „Kommen Sie endlich zur Sache! Wer erbt das Vermögen?"

Dem wachsamen Mr. Budd kam es so vor, als schwänge in der Stimme des jungen Mannes ein ängstlicher Unterton mit. In seinen kleinen Augen lag ein nervös gespannter Ausdruck, und die Hand, die die Zigarette hielt, zitterte.

„Wie Sie wünschen! Sie erhalten also das Haus und ein jährliches Einkommen von zweitausend Pfund. Der Rest des Vermögens fällt zu gleichen Teilen an John Malvern und Herbert Clements."

„Wie war das?" Cecils Stimme klang belegt und heiser. Sein fahles Gesicht wurde noch einen Schatten bleicher, dann stieg die Zornesröte darin empor. Jetzt schrie er fast: „Sind Sie bei Trost? Sagen Sie das noch mal!"

Der Notar neigte verbindlich den Kopf und wiederholte.

„Zweitausend pro Jahr!" murmelte Cecil grimmig. „So ein alter Geizkragen! So ein gottverfluchter, schmieriger Hund!"

Die Wut erstickte ihn fast. Es dauerte eine Weile, ehe er seine Erregung gemeistert hatte.

„Wer ist das, — Malvern und Clements?"

Mr. Nettleton schüttelte den eiförmigen Kopf.

„Tut mir leid, Mr. Cashman, das weiß ich selbst nicht."

„Wollen Sie damit sagen, daß Sie die Leute überhaupt nicht kennen?" mischte sich Mr. Budd ein, ehe der rasende Cecil den Mund öffnen konnte.

„Jawohl, Sir. Ich bin mit den beiden Erben niemals zusammengetroffen und habe niemals etwas von ihnen gehört."

„Haben Sie denn das Testament nicht selbst aufgesetzt?" fragte Cecil aufgebracht.

Wieder schüttelte der Notar den Kopf.

„Das Testament ist von Sir Joseph persönlich angefertigt worden. Er hinterlegte es bei mir in einem versiegelten Umschlag mit der Bestimmung, daß es erst nach seinem Tode zu öffnen sei."

Mr. Budd fuhr sich stirnrunzelnd über das massige Kinn. Hier war wiederum ein neues Rätsel, aber wenn man ihm auf den Grund ging, war man bestimmt auch einen großen Schritt in der Lösung des Hauptproblems vorwärtsgekommen."

„Wann hat Sir Joseph dieses Testament bei Ihnen hinterlegt?" fragte er.

„Vor zehn Jahren. Es enthält noch eine weitere Klausel. Falls einer der beiden Haupterben eher stirbt, als Sir Joseph fällt das gesamte Vermögen an den Überlebenden. Falls beide vor ihm sterben sollten, erbt Mr. Cecil Cashman alles."

„Na, das ist wenigstens etwas!" brummte der enttäuschte Erbe. „Vielleicht sind die beiden Kerle schon tot, was?"

„Ich habe nicht die leiseste Ahnung," erklärte Mr. Nettleton. „Ebenso wenig weiß ich, ob sie aufzufinden sind."

„Auf jeden Fall werde ich ihre Ansprüche vor Gericht bestreiten."

„Tun Sie das lieber nicht!" riet der Rechtsanwalt trocken. „Sobald die beiden Personen ihre Ansprüche geltend machen und sich ausweisen, bekommen sie ihr Erbteil ohne weiteres ausgehändigt! Kein Gerichtshof in England wird sich dem widersetzen."

„Ein gemeiner Streich, den mir der alte Herr da gespielt hat!" sagte Cecil voller Grimm. Er hat mir gegenüber immer so getan, als sollte ich einmal alles erben. Und nun, — was fange ich mit den kümmerlichen zweitausend Pfund im Jahr an?"

„Sie erhalten ja auch Dene Close," erinnerte ihn der Notar.

„Ein fetter Bissen, was?" höhnte der andere. „Wenn ich hier leben will, kostet es mich die Hälfte meines Einkommens, das Haus in Stand zu halten, und wenn ich Dene Close verkaufe, was bekomme ich dafür? — Einen Pappenstiel!"

Mr. Nettleton erwiderte nichts. Offensichtlich schienen ihn Cecil Cashmans Angelegenheiten wenig zu interessieren.

„Hat Sir Joseph nicht einmal über die beiden Erben gesprochen?" wandte sich Mr. Budd an Cecil.

Dieser schüttelte wütend den Kopf.

„Ich habe nie in meinem Leben von ihnen gehört. Der Alte muß verrückt gewesen sein, als er das Testament machte. John Malvern und Herbert Clements! Was sind das für Kerle? Wo treiben sie sich umher?"

Niemand beantwortete diese Frage, denn keiner wußte eine Antwort zu geben. Mr. John Malvern und Mr. Herbert Clements waren nur zwei Namen, — nicht mehr. Niemand verband mit ihnen einen Begriff, niemand sah hinter ihnen eine Persönlichkeit. Aber wenn sie noch am Leben waren, konnten sie bald eine anständige Erbschaft antreten.

Mr. Budd schob die Unterlippe vor und blickte nachdenklich zur Decke empor.

War hier der Schlüssel für Sir Josephs Tod? . . . Und wenn das der Fall war, — in welchem Zusammenhang damit stand der Mord an Arthur Jarvis und die Bedrohung Mr. Grindleys?

XIX.
Budd überlegt.

Gemächlich verzehrte Mr. Budd den letzten Rest eines ausgezeichneten Stiltonkäses, der sein Abendessen abschloß, und erhob sich umständlich. Nachdem er sich den Kaffee auf sein Zimmer bestellt hatte, schob er den massigen Körper mühsam die Treppe hinauf. Heute abend wollte er „Denksport" treiben.

Er machte Licht. Als der Kaffee gekommen war, stellte er das Tablett auf den niedrigen Nachttisch. Dann vertauschte er das Jackett mit einem Morgenrock, brannte eine seiner unvermeidlichen schwarzen Zigarren an und ließ sich behaglich aufs Bett sinken. In dieser bequemen Stellung, den Kopf von mehreren Kissen gestützt, den Blick versonnen zur Decke gerichtet, begann der Rosenkavalier seinen „Denksport". In genauer Reihenfolge ließ er die — ach so mageren Tatsachen vor seinem Geist vorüberziehen.

Mit dem Mord an Jarvis beginnend, durchdachte er jede Einzelheit, die sich im Lauf der Ereignisse herausgestellt hatte.

Da war der rote Kreis an der Tür und auf dem Gartentisch. Das Taschentuch Jack Kentons, das er auf dem Wege zum Gartenhaus gefunden hatte. Die Drohbriefe an Mr. Grindley und Sir Joseph Cashman. Mr. Grindleys Märchen von Parrish. Der völlig unerklärliche Mord an Sir Joseph Cashman in einem fest verschlossenen und bewachten Zimmer. Der geheimnisvolle weibliche Einbrecher in Dene Close. Dockers seltsame Behauptung über Mrs. Kentons Notizbuch. Und schließlich das außergewöhnliche Testament Sir Josephs, in dem dieser sein Vermögen zwei unbekannten Personen überließ, von denen niemand etwas wußte, die niemand kannte. — — —

Das waren die wichtigsten Punkte des Falles, waren die Bausteine, aus denen er eine haltbare Theorie aufrichten sollte. Aber wo war die Grundlage? — Es gab keine. Ein fester Ausgangspunkt war noch nicht vorhanden.

Als Mr. Budd seinen Kaffee getrunken hatte, rückte er sich die Kissen noch bequemer zurecht und konzentrierte seine Gedanken darauf, unter den vielen Bausteinen, die ihm zur Verfügung standen, einen herauszufinden, der eine sichere Basis für seine Theorie abgeben konnte, — aber er hatte nicht den geringsten Erfolg.

Lange lag er, ohne sich zu rühren, — die Augen halbgeschlossen, die schwarze Zigarre zwischen den Zähnen. Eifrig suchte er, erwog und — ließ wieder fallen. Keine seiner vielen Kombinationen befriedigte ihn. —

Das lag einzig und allein daran, daß er nicht genug Positives wußte; er besaß nicht genügend Tatsachen, aus denen er das Gesamtbild zusammensetzen konnte. Anders ausgedrückt, die Steine paßten nicht zueinander, es fehlten die verbindenden Schlußstücke, mit deren Hilfe erst der fertige Bau entstehen konnte. Wenn er nicht wenigstens ein paar von den fehlenden Steinen in die Hand bekam, war der Fall hoffnungslos.

Vielleicht brachten ihn Wenlocks Bemühungen auf die richtige Spur, — vielleicht auch die Nachforschungen, die jetzt über die Vergangenheit von Jarvis, Cashman und Grindley angestellt wurden. Bisher wußte man nur sehr wenig über dieses Trio. Nach Wenlocks Aussage war Jarvis ein Makler von ziemlich zweifelhaftem Ruf gewesen; aber das war alles, was man über ihn wußte. Seine Geschäftsverbindung mit Mr. Grindley erklärte sich leicht, da der Alte zahlreiche Börsengeschäfte trieb.

Auch Sir Joseph Cashmans Bild bot einstweilen nur recht verschwommene Umrisse. Woher stammte er? Was hatte ihn mit den beiden anderen zusammengeführt? Wenn Grindleys Erzählung über den Fall Parrish nicht gänzlich erlogen war, — Mr. Budd glaubte nun bestimmt, daß etwas Wahres daran war. — dann mußten die drei vor Jahren in enger Gemeinschaft gestanden haben. Er war fest davon überzeugt, daß in jener Zeit — oder vielleicht noch eher — die Saat ausgestreut worden war, die jetzt zwei geheimnisvolle Morde gezeitigt hatte.

Grindley wußte jedenfalls mehr, als er sagte, das lag auf der Hand. Sicherlich konnte er, wenn er wollte, viele wichtige Erklärungen geben, aber eine geheime Furcht ließ ihn schweigen. War es Furcht vor dem Unbekannten, der Jarvis und Cashman getötet hatte und Mr. Grindley bedroht hatte, oder war es Furcht vor dem Gesetz? Das vermochte Mr. Budd nicht zu entscheiden.

Er nahm den Stummel seiner Zigarre aus dem Mund, legte ihn bedachtsam in den Aschbecher, der auf dem Nachttisch stand, nahm sich eine neue und war gerade im Begriff, sie anzuzünden, als es an der Tür klopfte.

Auf seine Aufforderung einzutreten, erschien die dralle Magd, die zu gleicher Zeit Kellnerin und Zimmermädchen darstellte.

„Ein Herr wünscht Sie zu sprechen, Sir."

Mr. Budd runzelte die Stirn und betrachtete das Streichholz, das zwischen seinen Fingern abbrannte.

„Wie heißt er?"

„Mr. Cashman. Er wartet unten in der Halle. Soll ich ihn heraufbitten?"

Der Chefkommissar dachte einen Augenblick nach.

„Nein, danke. Ich werde hinunterkommen. Sagen Sie ihm, daß ich sofort unten bin."

Das Mädchen verschwand. Mr. Budd erhob sich ächzend von seinem Bett und vertauschte den Morgenrock wieder mit seinem Jackett. Dann setzte er die neue Zigarre in Brand und begab sich hinunter, während er verwundert überlegte was Cecil zu ihm geführt haben mochte.

Der unsympathische junge Mann stand vor einem der altväterischen Bilder, die, — je nach dem persönlichen Geschmack des Betrachters, — die weißgekalkten Wände der

kleinen Gaststube zierten oder verschandelten. Mr. Cashman schien das letztere anzunehmen, denn seine Miene war ziemlich verächtlich.

Als der dicke Detektiv eintrat, drehte er sich um und grüßte mit einem verlegenen Grinsen.

„Tut mir leid, daß ich Sie gestört habe, aber ich mußte . . ."

Unvermutet brach er ab. Sein Gesichtsausdruck änderte sich ebenso rasch. Das Lächeln, das wohl Freundlichkeit andeuten sollte, verschwand und wich einem schlau-nachdenklichen Blick. Cecil mußte sich plötzlich eines andern besonnen haben. Mitten im Satz mußte ihm schlagartig ein Gedanke gekommen sein. Das war so genau aus seinen Zügen abzulesen, daß er es ebenso hätte aussprechen können.

„Sie brauchen sich nicht zu entschuldigen, Sir," erwiderte Mr. Budd, als hätte er von dem Mienenspiel des andern nichts bemerkt. „Weshalb wünschen Sie mich zu sprechen?"

Cecil fuhr sich mit der Zunge über die geschwollenen Lippen. In seinen kleinen, rotgeränderten Augen tauchte ein harter Glanz, ein Glimmen verhaltener Erregung auf.

„Es ist wegen dieses lächerlichen Testaments", stammelte er." Nettleton sagte mir, es sei nutzlos, es anzufechten; aber ich dachte, ich könnte Sie einmal um Rat fragen, da Sie doch in solchen Dingen Erfahrung haben."

Die Worte kamen abgerissen und sprunghaft heraus. Mr. Budd war ganz sicher, daß der andere sie in der raschen Eingebung des Augenblicks geäußert hatte. Auf keinen Fall war Cecil aus dem angegebenen Grunde hierhergekommen, sondern hatte das erste beste gesagt, was ihm einfiel, als die Frage des Detektivs eine Antwort verlangte.

„Mr. Nettleton hat unbedingt recht", erwiderte Mr. Budd. „Ich glaube kaum, daß Sie Erfolg haben würden, wenn Sie einen Prozeß gegen die Erben anstrengen."

„So, meinen Sie? Ja, dann . . . Es tut mir leid, daß ich Sie damit belästigt habe. Ich dachte, es könnte nichts schaden, wenn ich Ihre Meinung einholte. Das war alles. Sie verstehen: es gehört nicht gerade zu den angenehmsten Gefühlen, wenn man sieht, wie einem alle Felle wegschwimmen. — Und das Geld bekommen ausgerechnet Leute, von denen man nicht das Geringste weiß."

„Höchst unangenehm!" bestätigte Mr. Budd.

„Na ja! Also scheint nichts zu machen zu sein," fuhr Cecil rasch fort. „Nochmals, — entschuldigen Sie die Störung!" Er griff nach seinem Hut und drehte ihn in den Händen, als wollte er noch etwas sagen. Dann aber verabschiedete er sich ziemlich unvermittelt.

„Nun will ich gehen, Guten Abend!"

Er streckte dem Detektiv mit einer fahrigen Bewegung die schlaffe Hand hin und zog sie sofort wieder zurück. Die leichte Berührung hatte genügt, Mr. Budd zu zeigen, daß Cecils Finger nervös zitterten.

Der Detektiv geleitete seinen Besucher hinaus und kehrte in recht nachdenklicher Stimmung auf sein Zimmer zurück. Weshalb hatte ihn Cecil eigentlich besucht? Die Ausrede von dem Testament war zu fadenscheinig, um auch nur einen Augenblick ernsthaft in Erwägung gezogen zu werden. Der Zweck des Besuches war viel wichtiger gewesen, aber Cecil mußte aus irgend einem Grunde plötzlich anderen Sinnes geworden sein. Das war geschehen, als ihn Mr. Budd begrüßte; da hatte er beschlossen. den eigentlichen Grund seines Kommens zu verschweigen. Als er ging, war er in einem Zustand hochgradiger Erregung, — das Zittern seiner Hände und sein unruhiger Blick waren untrügliche Kennzeichen. — — —

Mr. Budd legte sich wieder aufs Bett und sann lange Zeit nach. Aber für Cecils Besuch fand er keine rechte Erklärung. Hier war wiederum einer der vielen dunklen Punkte dieser verworrenen Angelegenheit.

(Fortsetzung folgt.)

Der Bücherwurm.

Eine Geschichte von Lothar P. Manhold.

Ein dänischer Adliger hatte einen Sohn, der schon als Knabe etwas absonderlich war, indem er nämlich statt wie die anderen Jungen seines Standes in Pferde und Waffen verliebt zu sein, eine heftige Neigung zum Lesen und Sammeln von Büchern zeigte, die sich im Laufe der Jahre so sehr verstärkte, daß daraus eine wahre Leidenschaft entstand. Zuletzt lebte der junge Mann nur noch für seine Bücher und kümmerte sich fast um nichts anderes. In seinen beiden großen Zimmern hatte er alle Möbel bis auf das Bett, einen Stuhl und den Waschtisch ausräumen lassen, um Platz für seine Bücherei zu gewinnen. An den Wänden standen Regale, die bis unter die Decke reichten und sich unter der Last der Bücherreihen bogen. Nicht genug damit, hatte er auch noch sieben oder acht Gestelle quer setzen lassen, durch welche die Räume in eine Anzahl von Gassen geteilt wurden. In einer dieser Gassen stand sein schmales, leicht zu tragendes Bett.

Da Kai so gar keine Anstalten machte, sich von seinen Büchern weg und den Dingen des menschlichen Werk- und Feiertags zuzuwenden, vor allem auch gar keine Lust zu haben schien, sich in irgend ein hübsches Mädchen zu verlieben, suchte sein Vater für ihn eine Braut, wählte ein gut bürgerliches Mädchen, in der Hoffnung, daß die Tochter eines Kaufmanns eben das rechte und geschickte Wesen für seinen weltabgewandten Jungen sei. Kai hatte seine Gedanken viel zu sehr bei seinen Büchern, als daß er seinem Vater widersprochen hätte. Die Ringe wurden getauscht.

Der Tag der Hochzeit kam. Kai mußte notgedrungen ein Festkleid anlegen und seine Bücherei verlassen, wo er gerade wieder einmal im schönsten Umbauen und Neuordnen war. Er mußte die Braut abholen, um mit ihr zur Kirche zu fahren, doch, als er schon den Fuß auf den Wagentritt setzte, zupfte ihn ein Junge am Ärmel. Es war der Sohn eines Büchertrödlers, der eine eilige Bestellung an Kai auszurichten hatte. Draußen auf der Reede nämlich war vor zwei oder drei Nächten bei dem Sturm und der schweren See ein englisches Schiff gekentert. Man hatte auch einen Italiener gerettet samt einigen schweren Kisten, welche das Männchen mit sich führte und um deren Verlust er schon so laut gezetert hatte, daß sowohl die Mannschaften als auch die zur Hilfe herbeigeeilten Fischer in ihnen Gold vermuteten, zumal die Dinger auch entsetzlich schwer waren. Nachher waren aber bloß Bücher darin gewesen, welche der Italiener nun zum Verkauf anbot.

Kai ließ den Jungen in den Wagen steigen. sprang selbst hinein und ließ die Kutsche zum Hafen fahren, wo der Italiener im „Silbernen Anker" wohnte. Der Fremde hatte ein Zimmer im zweiten Stock, zu den beiden breiten Fenstern herein schaute der blaue Septemberhimmel, schauten die Masten und Rahen der Segelschiffe. Das vertrocknete Männchen trippelte eifrig zwischen den vielen Folianten hin und her.

Als Kai die in gepreßtes Leder gebundenen Bücher sah, von denen viele schon mehr als zweihundert Jahre alt sein mochten, da geriet er außer sich vor Entzücken und vergaß völlig seine Hochzeit. Er hockte sich hin, vertiefte sich in die Betrachtung der einzelnen Bände und geriet bald in ein weitläufiges Feilschen und Streiten zweier Folianten wegen, die mit köstlichen Holzschnitten verziert waren.

Indessen wartete die Braut auf den Bräutigam. Die Zeit verstrich, man wurde unruhig, geriet in Sorge, ein Läufer wurde ausgeschickt, doch kehrte er unverrichteter Dinge zurück.

Es würde zu weit führen, umständlich zu erzählen, was alles getan wurde, um Kai zu finden — genug, daß er nach ein paar Stunden im „Silbernen Anker" entdeckt ward. Die Kutsche seiner Braut rollte geschwind heran und hielt vor den Stufen. Das Mädchen stieg aus und eilte hinauf in den zweiten Stock, wo die beiden Bücherwürmer hockten.

Kai zeigte sich weder überrascht noch beschämt beim Eintritt seiner Braut. Er bat um Entschuldigung für das Ausbleiben, denn erst bei ihrem Kommen entsann er sich seiner heutigen Pflicht. Er vergaß aber auch nicht, dem Mädchen zu erzählen, worum es hier ging, und sie hörte ihn schweigend an, betrachtete mit ernstem Gesichtchen und ganz offenbarer Sachkunde die beiden Bücher, um welche der Handel ging, und sagte nach längerem Überlegen, sie habe die gleichen Drucke schon einmal gesehen, doch viel schöner seien die Bilder ge-

wesen, weil ein Künstler mit geschickter Hand und zartem Geschmack sie mit Farben zierlich ausgemalt habe . . . dabei sollten die Bände trotzdem noch weit billiger sein als diese hier.

Sie ließ eine kleine Kunstpause eintreten. Kai sah seine Braut verwundert an, auch der Italiener war sprachlos. Sie aber sagte: „Wir werden uns überlegen, ob wir soviel Geld für zwei nicht ganz vollkommen schöne Bücher ausgeben wollen. Denn nicht nur fehlen die Farben, die Seiten haben auch vom Seewasser gelitten und sind mit ihren Wellen ganz garstig anzusehen. Vielleicht geben wir morgen einen Bescheid." Damit schob sie ihre Hand unter Kais Arm, ging mit dem Bräutigam hinaus und fuhr davon.

Die Trauung wurde vollzogen. Schon am nächsten Morgen stellte sich der Italiener mit seinen Büchern ein, er tat zwar noch so, als ob er von seinem geforderten Preis nicht heruntergehen könnte, da aber die junge Frau auch heute Festigkeit bewies, so gab der Italiener schließlich nach und beschied sich mit einem geringeren Preis.

Es ist gar nicht zu sagen, welchen Eindruck dieser kaltblütige und günstige Handel der jungen Frau auf Kai machte, der seine Bücher stets viel zu teuer bezahlt hatte. Er schwor, in Zukunft nur noch mit seiner Frau Bücher kaufen zu wollen, weil sie eine so überaus glückliche Hand darin habe. Und wie es gesagt war, so geschah es auch; unmerklich wußte die kluge Frau den Mann so zu lenken, daß seine Sammelwut sich verlor und einer stillen, freundlichen und gesunden Liebe zu den Büchern wich.

Litfaß und Bierfreund.

Humor und Ernst um deutsche Familiennamen.

Es war eine Ironie der Weltgeschichte, daß bei der Automobilfahrt im Jahr 1908 ein gewisser Humpelmayer den Sieg davontrug. Ist dieser Name auf den ersten Blick klar und eindeutig, so ist es schon etwas anderes mit den 16 Bierfreund, die z. B. das Berliner und das Königsberger Adreßbuch aufzählen. Sie sind nämlich höchstwahrscheinlich nicht mit dem Bier, sondern mit der Birne befreundet (Mittelhochdeutsch bir, von latein. pirum), genau so wie der Name des verstorbenen Dichters Otto Jul. Bierbaum als Birnbaum zu erklären ist. Mehr oder weniger haben alle unsere Familiennamen im Laufe der Zeit derartige Veränderungen oder auch Zusammenziehungen durchmachen müssen. So ist Bismarck aus Bischofsmark zusammengezogen (wie Bistum aus Bischofsturm), Harnack aus Hartnack (hartnäckig), Bankrath aus Pankratius, Bartmus aus Bartholomäus, Balzer aus Balthasar; ja, viele Namen haben sich in zwei Teile gespalten, von denen jeder als besonderer Familienname weiterlebt: aus Alexander haben sich Alexis und Sander oder Zander gebildet, aus Jakobus einerseits Jäckel, andererseits Kopp, aus Nikolaus Nickel und die sehr häufige Sohnesbezeichnung Jungnickel, andererseits Klaus und Clasen.

Ein leiser Humor weht um die Namen Tuteludt, zu dem es in Dresden mehrere Tutewohl und in Königsberg Tuttlies gibt. Die Namen enthalten eine Aufforderung für einen Nachtwächter oder dergleichen: tute, lut, wohl, leise. Derartige Satznamen hat man zu allen Zeiten im Ernst und Scherz gebildet: ein Gastwirt wurde Schwenkenbecher genannt, wer den Feind in die Flucht schlägt, heißt Schlaginweit, Jagemann oder niederdeutsch Griepenkerl (greif den Kerl!), der Sparsame Wehrenpfennig (wahre den Pfennig!) und der Tanzordner von ehemals Schicketanz, d. h. ordne den Tanz! Ebenso bezeichnet der Name Scheinpflug nicht etwa einen scheinbaren Pflug, sondern einen Menschen, der den Pflug scheut; das Münchener Adreßbuch führt noch 13 Mal die ältere Form „Scheugenpflug" auf. Kein Satzname dagegen ist Willmann: der Betreffende ist nämlich nicht auf einen Mann aus, sondern ein Vorfahre war Abdecker, der den Tieren das Fell abzog (mittelhochdeutsch vellemann). Der Name ist also, wie so viele, aus einer Berufsbezeichnung hervorgegangen.

Da finden wir neben den bekannten Schmidt und Bäcker, Schulze und Voigt, Fischer, Schneider und Müller z. B. Badstübner, gekürzt zu Stüber oder Stöwer, den Besitzer einer im Mittelalter so beliebten Badestube, Fürbringer, den Rechtsanwalt von ehedem, der eine Sache „vorbringt", den Pfotenhauer, d. h. den Zimmermann, der die Pfotten (Querbalken auf dem Dach des Hauses) zuhaut, den Geißler (Fleischer, der besonders feines Vieh, Geißen schlachtet), den Wagner (Wagenbauer, Stellmacher) und den Schirmer: mit dem Regenschirm hat er nicht das mindeste zu tun, denn dieser taucht in Deutschland erst 1755 auf, als die Bildung der Familiennamen so gut wie abgeschlossen war. Schirmer war vielmehr der Name für einen Fechtmeister, der mit dem Schild zu „schirmen" hatte. Und was in Mitteldeutschland Bauer, in Niederdeutschland Ledebur (Bauer auf der Lede, d. h. Heide) ist, das ist in Süddeutschland Huber Was wäre zum Beispiel München ohne Huber (Nebenform Hübner), den Inhaber einer Hufe, also etwa 30—50 Morgen Ackerland, dem gegenüber der Häusler, der nur ein Haus besaß, bescheiden zurücktreten mußte! Und dann die Brunnhuber, Angerhuber, Kreuzhuber, Hinterhuber usw.!

Man könnte fast sagen: so viel Familiennamen, so viel Anläße zu ihrer Entstehung, und zwar oft ganz unbedeutende! Machte einer gern den Wetterpropheten, so hieß er fortan Kiesewetter (kiesen, prüfen), ähnelte er in irgend etwas einem Tier, so diente dieses als Name: z. B. Fuchs, niederdeutsch Voß und Litfaß (der kleine Fuchs), wohlbekannt durch unsere Litfaßsäulen, die der Berliner Buchdrucker Ernst Litfaß 1854 aufstellte. Wer am Viehwege wohnte, war für die Leute der Viehweger oder Fiebiger, wer schielte, hieß Schillmann, der im Walde wohnende Ambusch, Zumbusch oder auch nur Busch, und wenn es einem im Leben auffällig gut ging, so nannte man ihn fortan Ansorge (ohne Sorge) oder Seltenreich (von mittelhochdeutsch saelde — Glück, wovon auch unser „Seligkeit"), also reich an Glück.

An Beobachtungsgabe und Erfindungskraft hat es unserem Volk in der Namensbildung also wirklich nicht gefehlt! Schade nur, daß z. B. im Osten ein gewisser Krauthofer zu Krauthofski und Krotowski wurde und im Westen ein Dessauer zu Dessoir: ausländischer Einfluß verstümmelte hier wie in vielen anderen Fällen im Ausland oder in den Grenzgebieten den Namen oft so, daß seine Urform nur schwer erkennbar blieb. Dr. W.



Lustige Ecke





„Darf man hoffen, Herr Doktor?"
„Ja, es kommt ganz darauf an, was Sie hoffen!"

Verantwortlicher Redakteur Marian Hepke; gedruckt und herausgegeben von A. Dittmann T. z o. p., beide in Bromberg.